

„Hedda Gabler“ – eine Frau brütet Unheil aus

Henrik Ibsen so modern wie nie: Jungregisseur Christoph Mehler hat das Ehedrama „Hedda Gabler“ klug in die Gegenwart geholt – und zeigt doch ein klassisches Stück über die Folgen der falschen Partnerwahl. (Feuilleton S. 29)

Leiser Triumph: „Hedda Gabler“ in Nürnberg

Die gefährlichen Waffen der Frauen

Fast ein Kammerspiel – und doch füllt die leise Katastrophe der „Hedda Gabler“ den großen Raum des Nürnberger Schauspielhauses. Christoph Mehler hat dem Ibsen-Stück einen umwerfend modernen Schliff gegeben – und erntete dafür bei der Premiere am Samstag heftigen Applaus.

Sieht so die Liebe aus? Ach, Liebe! Ihren Mann hat Hedda Gabler geheiratet, weil es sich so ergeben hat. Er ist nett und nicht dumm, ein Kulturmensch; er hat versprochen, für sie zu sorgen – als erster ihrer Liebhaber; und er wird, wenn alles gut läuft, bald Professor sein. Da ist auch noch dieses Haus, diese teure, herrliche Villa, in die beide um jeden Preis wollten – denn irgendwas, das gibt Hedda gerne zu, muss einen als Mann und Frau ja verbinden.

Liebe, sagt sie, was für ein kitschiges Wort!

Hedda – geborene Gabler, frischverheiratete Tesman – ist pragmatisch veranlagt. Man kann nicht alles haben, weiß die Generalstochter. Sie erträgt, dass ihr Gatte den ganzen Tag, selbst auf der gerade überstandenen Hochzeitsreise, über nichts anderes redet als sein Forschungs-Thema: das mittelalterliche Kunsthandwerk in Brabant. Sie duldet familiäre Abhängigkeiten wie die vom tütteligen Tantchen Jule (Nicola Lembach), die den beiden finanziell aushilft. Und sie akzeptiert – das fällt am schwersten –, Tesmans kindliche, schlichte, stürmische Umarmungen. Auch wenn sie dabei das Gesicht verzieht, sich windet, leidet.

Er liebt sie, das ist keine Frage.



Ich bin eine höhere Tochter, holt mich hier raus! Anna Keil als „Hedda Gabler“, hinten Richter Brack (Pius Maria Cüppers, links) und Ehemann Tesman (Stefan Lorch) – albern wie wohl nur Männer sein können.

Foto: Marion Bührle/Staatstheater

In ihr aber gärt es

„Hedda Gabler“ – ein befremdlicher Fall, von Seelenkrankheit und Frigidität? Oder doch die auf ihre Weise verständliche Tragödie einer Frau, die sich arrangiert hat, wie sie meint, aber damit keinen Frieden findet, schon gar nicht das Glück? Die still und strahlend schön vor sich hin verzweifelt, nach außen lächelnd, allem scheinbar ergeben, während es in ihr rumort und rüde gärt?

Hedda ist schwanger, und zwar doppelt – mit einem Kind und mit einem Verhängnis. Es wird böse enden, was so heiter und aufgeräumt beginnt in Christoph Mehlers konzentrierter, wunderbar klarer Inszenierung: ein leiser Triumph, ein Ereignis der täuschenden Ereignislosigkeit, kühl und geometrisch wie die Strategie, die sich Hedda in ihrem blonden Kopf zusammenbaut.

Mehler und seine Bühnenbildnerin Nehle Balkhausen haben das Ehedrama des Norwegers Henrik Ibsen auf ein weißes Holztrapez verlegt, das in einen leeren grauen Raum hineinragt. Einen Schacht, in dem Licht von

oben kommt, ein Gefängnis. Hinter der Kante geht es steil nach unten: ein Abgrund.

Wie der Mensch an sich – es graut einen schließlich nicht nur bei Georg Büchner. Dessen „Woyzeck“ hat Mehler zuletzt in Nürnberg inszeniert – und ihn, einen fast schon absurden Helden, als Versuchstier das ganze Stück lang im Kreis laufen lassen, nackt und schweißnass.

Das Gegenteil hier, bei Hedda. Wie eine Statue, eine Schachfigur, hat er die Schauspielerin Anna Keil zur äußeren Unbewegtheit verdammt. Eine Zeugin, die die meiste Zeit am Bühnenrand steht und – gleichsam unbeteiligt – ihr Leben beobachtet. Heroisch gefasst, mit hängenden Armen, auf einsamem Posten: eine gewaltige Herausforderung, die Anna Keil mit Bravour bewältigt.

Kaum darf sie die Position verlassen, muss eisern bleiben, die Stellung der höheren Tochter halten. Keils Gesicht aber – mehr denn je der jungen Romy Schneider ähnlich – wird dadurch zur zweiten, zur eigentlichen Spielstätte.

Alles, was Hedda denkt, plant, träumt, kann der Zuschauer darin lesen. Aber nur er. Die anderen Figuren sehen und sprechen zumeist in ihren Rücken. Auch Ehemann Tesman, den Stefan Lorch in rührend naiver, leicht erregter Zappeligkeit gibt. Ein Intellektueller der liebenswerten Art, ein Ahn Woody Allens.

Hohe Absätze, hohe Ziele

Von der Regie wohldosiert wird zunehmend offenbar, wozu Hedda fähig ist, wenn sie dann doch aktiv wird. Wenn sie unter dem bodenlangen Kleid plötzlich die gefährlich hohen Absätze ihrer Schuhe zeigt; wenn sie zu einer ihrer geliebten Pistolen greift und, einfach so, „ins Blaue“ schießt; wenn sie der herzensguten, aber hypernervösen Thea (Henriette Schmidt in einer Glanzrolle) die Freundschaft anbietet.

Nicht ohne Grund: Thea lebt zusammen mit Lövborg (gut, aber zu jung: Felix Axel Preißler) – und der ist nicht nur der direkte Konkurrent ihres Man-

nes – jeder spricht schon über sein neues Buch –, sondern pikanterweise auch Heddas ehemaliger Gespieler.

Ihn, diese potenzielle Gefahr, muss sie ausschalten. Gänsehauterregend die Szene, wenn sie den verführerischen Schnösel, der mit Theas Hilfe erst die Alkoholsucht überwunden hat, zum Punschtrinken animiert. Die anstehende Herrenrunde, ahnt Hedda, wird sein Ruin sein... Oliver Urbanskis sonst eher melancholische Musik schwillt dazu dramatisch an.

Aber auch die sanften Momente weiß Mehler zu meistern. Einmal ist nur Hedda auf der Bühne, im Halbdunkel, plötzlich schneit es hinter ihr: eine Schneekönigin in ihrem kalten Traum. Denn ihr größtes Ziel, wie sie gesteht, ist die Macht über andere, über das Schicksal. Sie sehnt sich nach Dingen wie Tat und Mut, nach Kraft und Willen.

Da ist in der frustrierten Ehefrau eine Art Terroristin herangewachsen, die alles Menschliche nur als lächerlich verachten kann. Auch mit Liebe wird ihr auf Erden nicht mehr zu helfen sein.

Wolf Ebersberger